

Marcia Zuckermann

SCHLAMASSEL!

Ein Familienroman



FRANKFURTER VERLAGSANSTALT

Auf hoher See zwischen New York und London beginnt diese turbulente deutsch-jüdische Familiengeschichte: John Segall, damals als Spross einer jüdischen Familie mit dem letzten Kindertransport nach England ausgereist, hat eine Mizwa zu erfüllen und begibt sich 1962 auf Spurensuche nach Europa, zu seiner über mehrere Länder versprengten Mischpoke: Da ist Benno Kohanim-Rubin, der in der britischen Armee gegen die Nazis kämpfte, sein Bruder Walter, der am 1. Mai 1933 die rote Fahne am höchsten Fabrikschornstein Berlins hisste, Cäsar und Selma Bukofzker, die sich auf die berüchtigte Irrfahrt der ›Atlantic‹ mit Ziel Palästina begaben, aber in Mauritius an Land gingen. John stößt auf unerhörte Geschichten von großer Tragik und empörendem Unrecht, von Glück im Unglück und anderen Schicksalswenden – und auf das ein oder andere Schlamassel.

Nach ihrem Erfolgsroman *Mischpoke!* legt Marcia Zuckermann mit *Schlamassel!* die Fortsetzung ihrer mit jüdischem Witz erzählten Familiengeschichte vor, gleichzeitig ein lebendiges Stück Zeitgeschichte, das die Auswandererschicksale jener widerständigen und liebenswerten Mischpoke ins Licht treten lässt.

Marcia Zuckermann

SCHLAMASSEL!

Ein Familienroman

FRANKFURTER  VERLAGSANSALT

Inhalt

I – Johns Mizwa

II – Johns Passover

III – Bennos Exodus

IV – Der Exodus der Familie Bukofzker

V – Bennos Exil

VI – Die Seelenverkäufer

VII – Wie aus der Exilwaise Johannes ein John wird

VIII – Georg Rubin und der Tod beim Alpenglühen

IX – Lag BaOmer

X – Lag BaOmer des Gabriel Bukofzker

XI – Bennos Lag BaOmer

XII – Die Vertreibung

XIII – Raffael Bukofzkers Rache und die Stern-Bande

XIV – Wo der Pfeffer wächst ...

XV – Purim– oder das Schicksal

XVI – Purim – oder das Schicksal

XVII – Benno wird zu Ben

XVIII – Johns unhappy birthday, an dem Ben kein Spion wurde

XIX – Jom Kippur

XX – Selmas Heimkehr ins Gelobte Land

XXI – Die Gesetzesfreude von John und Else

XXII – Johns Gesetzesfreude

XXIII – Georgs Dilemma

XIV – Cäsars Revision

XV – Wiedergutmachung als Strafe

XVI – Cäsars neue Ordnung

XVII – Der Preis von toten Tanten

XVIII – Helle Köpfe und schwarze Seelen

XXIX – Zwischen Baum und Borke

Danksagungen

Johns Mizwa

London revisited, 1962

Die Vergangenheit ist unvorhersehbar.

Tot ist sie nicht, eher untot.

Ich stehe an der Reling und spucke in die Themse.

Die meisten Passagiere haben die »Île de France«[1] hier in London bereits verlassen. Unschlüssig stehe ich immer noch an Deck. Vorahnungen? Kalte Füße? Es sind zu viele Erinnerungen. Überwiegend ungute. Nichts hilft gegen das, was man schon getan hat!

Heute, am 18. September 1962, bin ich auf dem Weg. Ich habe eine Mizwa, eine religiöse Pflicht, zu erfüllen. Denn da ist dieses Foto, seit über zwanzig Jahren verfolgt es mich, ständig mahnt es mich an, meiner Pflicht gegen meinen Vater nachzukommen. Seit über zwei Jahrzehnten habe ich mich davor gedrückt. Erst aus Hilflosigkeit, später aus Trägheit. Doch da war dieser brennende, anklagende Blick auf einem vergilbten Foto, dieser Blick hat mich bis in meine Träume verfolgt. Zornig starrt ein weißhaariger Greis mich an. Er trägt einen Strick um den Hals. Fünf Minuten später war er tot. Die deutsche Wehrmacht hatte nach Einnahme der polnischen Stadt Świecie / Schwetz alle Notabeln des Landkreises zusammengetrieben und gehenkt. Auf dem jüdischen Friedhof. Unterschiedslos. Ob Polen, Kaschuben oder Juden. Der Weißhaarige mit dem

Strick um den Hals ist, nein, er *war* mein Vater, Zacharias Segall. Im Bildhintergrund ist zu erkennen, dass der Fotograf für diese Aufnahme auf dem Grab des alten Kohanim gestanden haben musste, auf dem Grab des ehemaligen Kompagnons meines Vaters. Wenn die Legende stimmt, dann wird dem Fotografen der Tanz auf dem Kohanim-Grab schlecht bekommen sein, dachte ich unwillkürlich. Dass ich mich an den alten Wunderglauben aus dem Dorf meiner Eltern noch erinnere, erstaunt mich selbst.

»Die Kohanims stehen am Ufer der Weichsel und sehen die Leichen ihrer Feinde vorbeitreiben«, sagten die Leute damals. Nebbich!

Meine Schwester Else hatte mir die Fotografie, die unseren Vater Zacharias Segall kurz vor seiner Exekution zeigt, seinerzeit aus der Schweiz geschickt. Das Erste, was einem an dem Foto auffällt, ist, dass es so perfekt aussieht wie ein Pressefoto. Belichtung, Schärfe, Raumaufteilung, Ausdruck, alles stimmt. Irgendwie sieht es inszeniert aus. Es erinnert an ein lebendes Tableau der Bürger von Calais, das Denkmal von Rodin. War der Kommandant dieser Gräueltat ein perverser Schöngeist, der dem Massaker von Schwetz eine künstlerische Note geben wollte? Vielleicht war es aber auch die letzte patriotische Botschaft der unterworfenen Polen, die sich ihren Eroberern nach Art der Bürger von Calais mit Henkerstrick um den Hals ergeben, um so heroisch für die Nachgeborenen in die Geschichte einzugehen?

Aber hatten sie denn eine Wahl?

Nicht nur die Professionalität der Aufnahme deutet darauf hin, dass der Fotograf kein Partisan gewesen sein konnte. Dazu stand er zu nahe bei den Opfern. Folglich musste der Fotograf ein Wehrmachtsangehöriger gewesen sein, der die Bluttat auf Befehl fotografierte. Doch wie war es dann zu erklären, dass dieses seltsame Foto aus einem Wehrmachtsarchiv auf geheimen Wegen vom Kriegsschauplatz im besetzten Polen in die Schweiz geschmuggelt werden konnte? Mitten im Krieg! Warum? Wer machte so etwas, und zu welchem Zweck? Dahinter lauern gleich zehn weitere Fragen ...

Doch alle Fragen überdeckt der stumme Schrei im wütend-fordernden Blick meines Vaters: *Wer steht für mich ein?!*

Die Aufforderung gilt mir, dem Sohn. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur vorbringen, dass ich nie gelernt habe, Sohn zu sein. Dazu kannte ich meinen Vater zu wenig, und selbst meine Mutter ist mir in jungen Jahren abhandengekommen, so wie man etwas verliert, das man zurückgelassen hat und später nicht mehr wiederfinden kann. Von ihr weiß ich sogar noch weniger. Wahrscheinlich habe ich mich deshalb so lange gegen diesen Appell, gegen diese jüdische religiöse Pflicht, gegen diese Mizwa gesträubt. Erstens bin ich nicht besonders gläubig, und zweitens: Was kümmern mich diese Horrorgeschichten aus der alten Welt? »Vater« und »Mutter« waren für mich nur leere Worte, »Schwester« ebenso. Doch wenn ich ehrlich bin, war neben Bequemlichkeit und Abwehr auch eine Portion Groll im Spiel.

Meine Schwester Else ist fast zwei Jahrzehnte älter als ich. Sie stammt aus der ersten Ehe meines Vaters und ist somit streng genommen meine Halbschwester, auch sie kenne ich nur flüchtig. Else war eines Tages während der alljährlichen Kur der Segalls im böhmischen Karlsbad mit einem Kofferfabrikanten aus Berlin durchgebrannt. Mit einem Nichtjuden noch dazu, mit einem Goi! Noch in Karlsbad hatten sie heimlich geheiratet, denn ihr war klar, dass sie für diese Ehe mit einem Christen nie den Segen des Vaters bekommen würde. Folglich musste meine Schwester Else der Liebe wegen alle Brücken hinter sich abbrechen. Genau wie sie es vorausgesehen hatte, kam es dann auch: Nach alter jüdischer Tradition wurde Else als »Apigores«, als Abtrünnige vom Stamm Israel, aus der Familie verstoßen. Dass der unerwünschte christliche Ehemann sonst eigentlich »eine sehr gute Partie« war, änderte daran nichts. Hier ging es nicht ums Geld, hier ging es ums Prinzip! Erfahrungsgemäß ist das immer schlimmer. Über Geld kann man verhandeln, über Prinzipien nicht.

Egal wie sehr sich Bruno Dahnke später um eine Verständigung mit der Familie seiner Frau bemühte, ja plagte, alle Liebesmüh war vergebens. Brunos Briefe schickte mein Vater ungeöffnet zurück. Als Bruno dann persönlich in Schwetz / Świecie seine Aufwartung machen wollte, ließ man ihn bereits im Vorzimmer vom Vorzimmer abblitzen. »Jemand, der meine Tochter entführt und Schande über mein Haus gebracht hat, egal ob Jude oder Nichtjude, wird von mir nicht empfangen! Punktum!«

Wie in solchen Fällen üblich, hatte mein Vater meine Schwester Else wegen der heimlichen Ehe mit einem Goi für tot erklärt. Alle Segalls und Anverwandten mussten sogar eine Woche Schiwe sitzen und trauern, als wäre Else tatsächlich gestorben. Jedes Andenken an sie wurde getilgt: sämtliche Fotos, Briefe, Schulhefte, Kleidungsstücke und Gegenstände, kurz alles, was jemals an meine Schwester erinnern könnte, wurde auf dem jüdischen Friedhof von Schwetz begraben, im unheiligen Bereich des Friedhofs, dort, wo auch abgetrennte Gliedmaßen, Embryos und tote Säuglinge ohne Seele[2] beerdigt wurden. Else war seither toter als tot. Selbst ihr Name durfte nicht mehr erwähnt werden. Man tat so, als hätte es meine Schwester nie gegeben. Über diesen archaischen jüdischen Brauch zerstritt sich mein Vater sogar mit seinem Geschäftspartner und Cousin, Samuel Kohanim, der das als unnötig grausam und anachronistisch verurteilte: »Wir sind im zwanzigsten Jahrhundert!«, woraufhin unser Vater konterte: »Nein, nach meiner Rechnung weit im fünfzigsten, nach der Rechnung unserer Vorväter! Und an unseren Bräuchen halte *ich* jedenfalls fest, im Gegensatz zu dir! Bist du vor lauter Modernität eigentlich noch ein Jude?«

Ihr Ton wurde darüber so scharf, und sie zerstritten sich so grundsätzlich, dass sie ein Jahr lang nicht miteinander sprachen. Wenn sie sich im Kontor des Sägewerks oder der Möbelfabrik in Schwetz trafen, was unvermeidlich war, schauten sie mit verkniffenen Lippen aneinander vorbei. Die Verständigung zwischen den beiden sprachlos zerstrittenen Geschäftspartnern fand in dieser Zeit nur

über den »Schabbes-Goi«, den christlichen Prokuristen, statt, der sie sonst an jüdischen Feiertagen und am Sabbat, vom Freitagnachmittag bis zum Sonntagmorgen, im Geschäft vertrat. Diesen bizarren Zustand beendeten die beiden erst, als die Eisenbahnlinie geplant wurde, die Königsberg und Danzig mit Berlin verbinden und direkt an ihrem Werksgelände vorbeiführen sollte. Samuel Kohanim, der eingefleischte Modernist, hatte dazu eine unternehmerische Vision. Diese veranlasste ihn zu einer Aktennotiz an meinen Vater.

Hochgeschätzter Vetter!

Es scheint mir jetzt doch an der Zeit und opportun, unser unseliges Zerwürfnis über Familienangelegenheiten einstweilen beiseitezulassen. Das Geschäft darf unter unserem Familienzweist nicht weiter leiden! Nachdem die Gleise der Reichsbahn nun unmittelbar an unserer Möbelfabrik und den beiden Sägewerken vorbeiführen sollen, wäre es eine Dummheit, wenn wir das nicht nutzten, um neue Geschäfte zu planen und ins Werk zu setzen. Ich schlage vor, dass wir uns zum Versöhnungstag unbeschadet aller privaten Differenzen als Geschäftspartner die Hand reichen und unsere Gedanken zu den neuen geschäftlichen Möglichkeiten austauschen. Ich biete nach Sitte unserer Vorväter eine Versöhnung am Vorabend zum Versöhnungstag an. Am Tag nach Jom Kippur treffen wir uns dann fürs Geschäftliche um 14 Uhr im Kontor, wenn es beliebt.

Erwarte Nachricht zu beiden Terminen per Boten oder Telegramm.

In Verbundenheit, ob wir wollen oder nicht,

Dein Vetter und Kompagnon

Samuel Kohanim

An diesem historischen Tag nach Jom Kippur unterbreitete Samuel meinem Vater die Idee zur Gründung einer Papiermühle, die um ein Vielfaches größer werden sollte als die Papier- und Kartonagenfabrik ihres alten Rivalen Bukofzker in Schwetz. Die geplante große Papiermühle sollte ein *Werk* werden, das massenhaft Zeitungspapier über Danzig bis Königsberg und westwärts bis nach Berlin, Hamburg und Leipzig liefern sollte. Samuel hatte bereits zu potenziellen Verlagshäusern in Berlin, Leipzig und Hamburg Fühlung aufgenommen, Ankaufspreise in Erfahrung gebracht, Absatzmöglichkeiten ausgelotet und Zusagen zu Kostenvoranschlägen bekommen.

»Wenn *wir* das Geschäft nicht machen, dann macht es ein anderer! Am Ende vielleicht noch der Bukofzker!« Mein Vater war eher der zaghafte Typ und hatte weniger unternehmerischen Ehrgeiz als der Kohanim. In der Religion wie auch im Leben wollte mein Vater lieber am Bewährten festhalten. Dieses Projekt fand er zu kühn, ja sogar *tollkühn*. Wie es seine Art war, brachte er alles Denkbare und Udenkbare vor, was dagegen einzuwenden war. Jedes Risiko erschien bei ihm wie durch eine Lupe zehnfach vergrößert. Samuel hörte ihm mit der Langmut eines Arztes zu, dem ein Hypochonder sämtliche eingebildete Leiden klagte. Über die Zeit gewöhnte sich

mein Vater an den Gedanken, ja er erwärmte sich langsam für dieses Wagnis, zumal man so den alten Konkurrenten Bukofzker überflügeln könnte. »Dem werden wir mal ordentlich einheizen!«

Unter der Bedingung, dass künftig neben dem Thema »Else« auch das Thema »Franziska« auszusparen sei – Franziska war Samuel Kohanims Tochter, die in wilder Ehe mit einem Juden in Berlin lebte –, fanden die beiden Partner wieder zusammen. Dass Samuel seine »gefallene« Franziska damals nicht wenigstens enterbt hatte, empfand mein Vater zwar nach wie vor als einen Skandal, nur verkniff er sich fortan jede weitere Bemerkung dazu.

Nur mit einem Weltkrieg und seinen Folgen für Westpreußen hatte niemand gerechnet.

Zu Ostern, im April 1919, wurde der Kompagnon meines Vaters und zugleich der geistige Vater der hochfliegenden unternehmerischen Pläne mit seiner Frau Mindel in ihrem Gutshaus ermordet aufgefunden. Ob es sich bei der Tat in den Wirren des Nicht-mehr-Deutschland und Noch-nicht-Polen im Chaos der Nachkriegszeit in Westpreußen um einen Raubmord gehandelt hatte, oder ob die Kohanims Opfer eines Pogroms von deutschen oder polnischen Nationalisten geworden waren, konnte nie aufgeklärt werden. Allerdings legte das Datum ihres Todes einen Pogrommord nahe. Zu Ostern nämlich schwebten Juden in Polen von jeher in Lebensgefahr. Bevor die Preußen das vormals polnische Land im 18. Jahrhundert besetzten, war es Juden im Bistum Kujawien zu Karfreitag »zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung« sogar bei Androhung von zwanzig Stockhieben verboten, auf die

Straße zu gehen. Nun kehrte dieser Teil Westpreußens offenbar »zur Natur zurück«, wie mein Vater bitter kommentierte. Schwetz wurde wieder polnisch und nannte sich fortan Świecie.

Im Herbst 1932 machten meine Mutter, Rosalie Segall, geborene Salomon, und ich uns daran, nach sechshundert Jahren Ansässigkeit unserer Familie in Schwetz / Świecie, unsere alte Heimat in Westpreußen und Polen zu verlassen. Diesen »Rückzug ins Reich« hatten alle anderen Angehörigen nach dem Doppelmord an Mindel und Samuel Kohanim spätestens bis 1921 vollzogen. Nur wir nicht.

»Nun haben wir auch ›Heimat‹ im Plural«, meinte meine Mutter spitz. Der Grund für unseren späten Umzug war, dass mein Vater bei seinen Fabriken in Schwetz / Świecie bleiben wollte, ich aber im neuen Polen nicht für das Gymnasium zugelassen werden sollte. In der ultranationalistischen polnischen Republik gab es in bestimmten Landkreisen mit einem hohen Anteil an »nicht-polnischer Bevölkerung«, also Juden, Deutsche, Ukrainer und Kaschuben, eine Zulassungsbeschränkung für Minderheiten von zehn Prozent für die Gymnasien und Universitäten.

Selbst wenn ich heute die Augen schließe, ist das Schönste, an das ich mich aus meiner Grundschulzeit erinnere, der wunderbare polnische Sommer mit seiner überreichen Fülle an wogenden Weizenfeldern, Zinnien, Levkojen, Akelei, Rittersporn, Stockrosen, Dahlien, Obst und Feldfrüchten. Auf den vor Hitze flirrenden Kornfeldern mähten die Schnitter mit zischenden Sensen das Korn

nieder, mitsamt den glühenden Kolonien von Klatschmohn und Kornblumen. Auf die halbnackten Männer brannte gnadenlos die Sommersonne, so dass ihre Körper krebsrot bis dunkelbraun im Schweiß glänzten. Darüber jubelten hoch oben am Himmel die Lerchen. Allerdings hatten wir Jungs für solche Betrachtungen keinen Sinn. Für uns waren damals die großen Graswurzelschlachten nach Schulschluss das Wichtigste. Meist fing es damit an, dass die polnischen Kinder die als Minderheit verbliebenen deutschen, kaschubischen und jüdischen Kinder schmähten und mit Dreck bewarfen. Aufgrund unserer deutschen Sprache verbündeten wir kaschubischen, jüdischen und »volksdeutschen« Kinder uns schnell gegen den gemeinsamen »polnischen Feind«. Zusammen waren wir gleich stark und wussten uns gut zu wehren. Nicht selten schlugen wir unsere polnischen Angreifer unter Triumphgeheul in die Flucht. »Vaterlandsverräter!«, schmähten uns die kleinen Polen dann erbittert. Höhnisch brüllten wir »Scheißpolacken!« zurück und grüßten sie dazu laut furzend mit entblößten Hinterteilen. Oft kam ich damals mit zerrissenen Kleidern, zerfetzten Schulutensilien, aufgeschlagenen Knien oder einer klaffenden Wunde am Kopf heim, schmutzig wie ein Gassenjunge, aber stolz.

Mein Vater, der mit seinen Sägewerken, der Möbelfabrik und der Papiermühle mittlerweile zum größten Arbeitgeber der Region aufgestiegen war, nahm mich daraufhin aus der Volksschule. Schließlich war ich der Universalerbe, und seinen Kronprinzen wollte er plötzlich in Watte packen. Außerdem war er der Ansicht, dass ich künftig »Distanz

zum Pöbel« halten sollte, da ich in nicht allzu ferner Zukunft der Dienstherr »dieses Pöbels« werden würde.

So langweilte ich mich fast zu Tode, falls ich nicht gerade las oder meine Umgebung so intensiv beobachtete, als examinierte ich alles wie unter einer Lupe. Keine Kleinigkeit, noch nicht mal ein Wimpernzucken, entging meiner Wachsamkeit und meinem gnadenlosen Blick. Das wurde ein so arges Laster, dass das Personal anfang, sich zu beschweren. Bald fand ich heraus, wie ich meinem Drang, alles um mich herum intensiv zu beobachten, weiter nachgehen konnte, ohne dabei aufzufallen: Am besten ging dies mit einem Buch vor der Nase. Vormittags unterrichteten mich drei Privatlehrer, die am Nachmittag meinem Vater im Kontor bei der Buchhaltung oder der Korrespondenz auf Deutsch oder Polnisch aushalfen. Diese Privatlehrer blieben mir als verschrobene, hagere Einzelgänger in schlecht sitzenden Anzügen im Gedächtnis. Tiefe Magenfalten von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln zeichneten ihre Gesichter. Dazu hatten alle drei den erloschenen Blick von Besiegten. Worin ihre Niederlagen bestanden hatten, war mir damals noch nicht klar. Ich verschwendete aber auch keine Gedanken daran, denn sie ließen mich so gnadenlos büffeln, als wollten sie Rache für alle Niederlagen im Leben an mir nehmen. Das hatte nur den willkommenen Nebeneffekt, dass ich die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium als Jüngster der Kreisstadt sogar im schwierigen Fach Polnisch mit Glanz bestand. Trotzdem blieb mir wegen der »Judenquote« der Zugang zu höherer Bildung verwehrt. Die privaten deutschen Gymnasien waren überfüllt, nahmen zudem

keine »Undeutschen« mehr auf, weder Polen, Kaschuben noch Ukrainer – und Juden schon gar nicht. Bestimmt wäre es für meinen Vater ein Leichtes gewesen, dieses Manko mit etwas Bestechung oder mit einer großzügigen Spende auszugleichen. Doch dazu war er zu stolz. Die Segalls hätten – wie all die Jahrhunderte zuvor – eher Hunger und Verfolgung klaglos ertragen, als von Bildung, Diplomen und Zeugnissen ausgeschlossen zu sein. Vielen meiner anderen »nicht-polnischen« Kameraden aus der Schulzeit erging es nicht besser. So trafen wir uns nach den großen Ferien 1932 unversehens im Schnellzug nach Berlin wieder. Wegen unserer Eltern, die sehr auf Abstand zu Juden – und meine Mutter umgekehrt zu Nichtjuden – bedacht waren, kam es im Zug nicht zu einer spontanen Verbrüderung, wie draußen auf unseren »Schlachtfeldern«. Unsere alte Kumpanei musste wie üblich außer Sichtweite unserer Erziehungsberechtigten stattfinden. Nach der anfänglichen Befangenheit, hauptsächlich wegen der guten Sonntagsanzüge, und immer auf der Hut vor den erschöpften, mäßig wachsamten Eltern tobten wir aber bald auf den Gängen und auf den gefährlich schwankenden Plattformen zwischen den Waggonen herum. Damals ahnten wir noch nicht, dass wir uns nie wiedersehen würden.

*

Mit vier Möbelwagen zog meine Mutter mit mir am 1. September 1932 in eine geräumige Wohnung in der Beletage in der Berliner Regensburger Straße. Trotz ihrer Ehe mit meinem Vater, dem »polnisch naturalisierten« Zacharias Segall, hatte meine Mutter »zur Sicherheit« ihre

deutsche Staatsangehörigkeit behalten. Somit war auch ich Deutscher. Dank der Weitsicht meiner Mutter waren wir gegen bürokratische Querelen und eine Ausweisung, die viele Juden aus dem damaligen Polen befürchten mussten, gefeit. Während die Ziehleute in ihren Lederschürzen Mobiliar, Teppiche, Lüster, Leuchter und unzählige Kisten und Kästen entluden, staunte ich nur, dass sich die Berliner Portiers und Hausmeister sofort mit Handfeger und Müllschippen auf die Pferdeäpfel stürzten. Was die mächtigen holsteinischen Zugpferde fallen ließen, war in Berlin sehr wertvoll. Man stritt sich sogar um den Pferdemist. Das war mir neu. Den Rössern offenbar auch. Verwundert wandten sie immer wieder die Köpfe, während sie weiter ihren wohlverdienten Hafer malmten. Mein Gymnasium war ein pompöser Bau und lag nur einen Katzensprung entfernt. Das ehemalige Joachimsthalsche Gymnasium sah aus wie ein gelber römischer Renaissancepalast. Zur Kaiserzeit galt es als die Eliteschule des Reiches und war deshalb für meine snobistische Mutter »comme il faut«. Der prächtige Viktoria-Luise-Platz mit der großen Fontäne wurde mein neuer Spielplatz, der Hausmeistersohn Hansi mein neuer Freund. Die Schule machte mir Spaß, vor allem, weil ich nun endlich Klassenkameraden hatte. Mit vielen freundete ich mich an, so dass ich meine Freunde aus Schwetz rasch vergaß.

Alle zwei Wochen reiste mein Vater zu Schabbes aus Polen zu uns nach Berlin. Plötzlich benahm er sich übertrieben herrisch. Er meinte, dass mir die strenge väterliche Hand und »männliche Zucht« fehle. Ständig machte er mir oder meiner Mutter Vorwürfe, ich würde

»kiebig«, ja, »obstinat« werden. Wenn das so weiterginge, müsse ich zurück nach Schwetz kommen, schnauzte er mich eines Tages an. Ich rief frech zurück: »Janz Berlin is eene Wolke! Nie im Leben jeh ick wieda nach Schwetz, wo sich Fuchs und Hase jute Nacht sagen!«

»Das hast *du* gar nicht zu bestimmen, du Grünschnabel!«, brüllte mein Vater. »*Du* aber auch nicht!«, schrie ich zurück, denn ich vertraute auf das Deutschtum meiner Mutter. Dafür handelte ich mir zwei saftige Backpfeifen ein. Allerdings ahnten wir nicht, wie recht wir beide haben sollten.

Die einzigen Berliner Tanten, die meine Mutter gerade noch akzeptierte, waren Tante Martha, die einen Richter geheiratet hatte, und Tante Fanny. Tante Fanny und ihr Mann Gerson, einer von den Segals mit einem l, führten einen großen Nähereibetrieb für Damenkonfektion in der Leipziger Straße, zu dem noch mehrere Zwischenmeistereien gehörten. Selbst wenn ich mich später seltsamerweise nicht mehr an das Gesicht meiner Mutter als Ganzes erinnern kann, weil es sich mir wie ein missglücktes Foto mit zu langer Belichtungszeit nur verschwommen im Kopf zusammensetzt, so erinnere ich mich an meine Mutter in toto als eine recht aparte Erscheinung. Sie war sehr schlank, mittelgroß, hatte die zarte Haut einer Rothaarigen, auf der sich mit Beginn des Frühlings die Sommersprossen mehrten. Allerdings hatte der Allmächtige bei der Mischung der Haarfarbe im letzten Moment seine Absicht geändert. Anstatt des erwartbaren Kupfer- oder Tizianrots hatte er ihr ein braves Kastanienbraun verpasst. Ich erinnere mich nur, dass ihr

Gesicht von ihrem aufgeworfenen Mund bestimmt wurde, der sie immer entrüstet aussehen ließ. Im Grunde war sie auch ständig über alles Mögliche empört, mindestens konsterniert. Unter ihren hohen, schmal gezupften Augenbrauen wohnten kühle graugrüne Augen, die den teilnahmslosen Ausdruck einer gelangweilten, satten Katze hatten. Zum Besuch der Sabbatfeier, ob mit oder ohne vorherigen Synagogenbesuch mit den akzeptablen Berliner Tanten, begann sich »Maman«, wie ich sie seit unserer Ankunft in Berlin nennen musste, bereits freitagmittags nach einem ausgedehnten Bad »zu pudern und zu wedeln«, wie sie immer sagte. Dieses Ritual hat sich mir in seinen Einzelheiten nahezu fotografisch eingeprägt. So faszinierte es mich als Junge, wie viel Eifer und Zeit Frauen auf ihr Äußeres verschwendeten. Erst später als junger Mann begriff ich, dass anders als bei Männern bei Frauen oft das Äußere über ihr Schicksal entscheidet. Neben der Mitgift erhöht ein gutes Aussehen ihre Chancen auf dem Heiratsmarkt. Schon deshalb hatte ich später Mitleid mit den Frauen. Die biologischen Beschwernisse und Risiken der Weiblichkeit waren mir damals noch nicht so klar. Allerdings fragte ich mich damals schon: Wie kann man bloß so leben?

Allein schon deshalb beobachtete ich meine Mutter häufig mit dem Interesse eines Ethnologen, der eine fremde Kultur mit seltsamen Bräuchen studiert. Die erstaunliche Prozedur meiner Mutter begann mit feinem amerikanischem Puder der Firma Coty, dann wurde etwas Rouge aus einem winzigen Glastiegel auf die Wangen getupft. Mit weit aufgerissenen Augen trug sie etwas

Wimperntusche auf, die sie mit einem Bürstchen von einem schwarzen Stein abrieb, auf den sie vorher mehrmals gespuckt hatte. All das geschah mit feierlichem Ernst, als wäre es eine religiöse Zeremonie. Lippenstift dagegen verabscheute sie. Ihrer Meinung nach malten sich nur Prostituierte die Lippen rot an. Anschließend tupfte sie etwas Patchouli, Maiglöckchen oder Lavendel hinter die Ohren, fertig. Zum Schluss schlüpfte sie hinter dem Paravent in ihre Unterwäsche, Mieder, Hüftgürtel und seidenen Unterrock. Währenddessen spielte ich Schiffchen mit der Haarbürste aus Elfenbein und Silber zwischen den geschliffenen grünen Flakons und Schalen auf der Frisiertoilette, in deren geschliffenem Bleikristall ich Maman vor dem großen Spiegel beobachtete und mich darüber freute, wie sie durch die Spektralfarbbrechungen gelbe, grüne, rote und violette Schatten bekam. Als sie an jenem denkwürdigen Tag die rosenholzfarbene Bluse aus matter Seide und ihr Leinenkostüm nebst der schwarzgrauen Südsee-Perlenkette angelegt und sich die Nähte der Seidenstrümpfe gerichtet hatte, sie endlich in die grauen Schlangenlederschuhe geschlüpft war, war ich an der Reihe. Meine speckige Sepplhose musste ich gegen einen Anzug aus schwerem marineblauem Samt tauschen, in dem mir sofort der Schweiß ausbrach. Dann legte sie mir den nach Patchouli duftenden Frisierumhang um und striegelte mir mit der Elfenbeinbürste mein widerspenstiges Haar mit Klettenwurzöl, das so penetrant süßlich roch, dass ich an den Eintänzer aus dem Hinterhaus denken musste. All das ließ ich klaglos über mich ergehen, denn Widerstand war ohnehin zwecklos. Zu

guter Letzt band sie mir eine affige Seidenfliege um und setzte mir feierlich die marineblaue Kippa mit dezent silbergesticktem Davidstern auf. Die weißen Kniestrümpfe zu schwarzen Lackschuhen rundeten meinen Aufzug ab. So gut es ging, vermied ich den Blick in den Spiegel. Meine Zurichtung mochte ich nicht noch mitansehen und suchte lieber nach den Spektralfarben am geschliffenen Spiegelrand. Sobald der Frisierumhang in der Frisierkommode verstaut war, setzte Maman ihren Hut mit dem kleinen grauen Schleier, den Mouches und der kecken seitlichen Feder auf. An der Flurgarderobe griff sie sich die Handtasche aus grauem Schlangenleder, auf deren Vorderseite der Kopf der Schlange plastisch hervorgehoben prangte. Mich reizte es immer, der Schlange die grün funkelnden Glasaugen auszukratzen.

Wie auch immer ich zu dem ganzen Weiberkram stand, selbst ich als Junge erkannte, dass meine Mutter für eine »Provinzlerin« im Vergleich zu den Berliner Damen über eine ebenbürtige großstädtische Extravaganz verfügte. Zugegeben, heimlich war ich auch stolz, eine so elegante Mutter zu haben: Die Mütter meiner Mitschüler wirkten neben ihr wie Eisenten oder Puten neben einem Schwan.

Nach dem Aufklinken der Wohnungstür lächelte sie mir aufmunternd zu. Dabei legte sie die unerlässlichen weißen Wildlederhandschuhe an, die immer einen leichten Geruch von Waschbenzin verströmten. So konnte man sich ihrer Meinung nach vor der Welt sehen lassen. Ich betete bloß, dass weder mein Freund Hansi noch meine Klassenkameraden mich als derart ausgestaffierten Lackaffen sahen.

Am Vortag zu Jom Kippur 1932 hatte sich Maman noch sorgfältiger als sonst herausgeputzt, so dass ich in der Zwischenzeit drei große Kreuzworträtsel lösen konnte. Sie schien aufgeregt, vermutlich weil sie sich wohl das erste Mal über die ausdrücklichen Weisungen meines Vaters hinwegsetzte und etwas nach eigenem Gutdünken tat. An diesem Tag musste sie erneut an das gestörte Verhältnis zwischen mir und meiner siebzehn Jahre älteren Halbschwester Else denken und nahm Elses freundliche, zur Versöhnung mahnende Karte zu Jom Kippur in die Hand. Dabei ärgerte sie sich über meinen Vater. Zum höchsten jüdischen Feiertag wollte er erst einen Tag später kommen, was für einen religiösen Mann ziemlich ungehörig war. Mitten in ihren Groll hinein klingelte das Telefon. Am Apparat war Else, als hätte sie einen telepathischen Befehl empfangen. Sie wünsche sich *sehnlichst*, endlich ihren kleinen Halbbruder Johannes und auch sie, Rosalie, ihre Quasi-Schwägerin, kennenzulernen!

Über die »Quasi-Schwägerin« kicherten sie beide spaßhaft, um das Eis zu brechen. Der Vortag zum Versöhnungstag wäre doch ein guter jüdischer Anlass zur Wiederaufnahme der verwandtschaftlichen Beziehungen, fand Else.

»Ich weiß nicht, ob ich das so ohne meinen Mann ...«, setzte meine Mutter verlegen an. Dabei bekam sie eine piepsige Kleinmädchenstimme. Diese Piepsstimme hasste ich, ihr Kindchengetue fand ich würdelos und peinlich.

»Papperlapapp!«, hörte ich die Frau am anderen Ende des Drahtes lachen. Meine Mutter hatte nämlich die Angewohnheit, zur Schonung ihrer Frisur den Hörer immer

einige Zentimeter vom Ohr entfernt zu halten, so dass man hervorragend mithören konnte.

»Wir beide und der Junge haben doch keinen Konflikt!« Angestrengt lauschte ich weiter. »Euch gab es damals noch nicht in der Familie. Folglich gilt der Bann meines Vaters auch nicht für euch, sondern nur für die *frühere* Familie, alle Segalls und meine selige Mutter Ruth und ihre Familie, die Guthmanns! Außerdem ist das ewig her, und wir haben Jom Kippur, wo selbst der Allmächtige uns Juden den Tanz um das Goldene Kalb vergab. Also, was Haschem recht ist, sollte dir doch billig sein«, warb Else gurrend vom anderen Ende der Leitung. »Gerade gestern habe ich mit dem Rabbiner über den Fall gesprochen. Der sieht das genauso! Du kannst dich also auch auf das Urteil eines Rabbiners berufen, wenn es dir hilft. Also, bitte kommt! Morgen ist doch Jom Kippur, unser Versöhnungstag!«

Neben der Neugier auf die verfemte Kofferfabrikanten-Gattin, mit der sie angeheiratet verwandt und die mit mir sogar blutsverwandt war, lockte sie, dass »die feine Else Dahnke« in der Nähe wohnte und sich so vielleicht eine Freundschaft anbahnen könnte. Meine Mutter kannte ja niemanden in der Nachbarschaft, der nach ihren Maßstäben »ebenbürtig« war. In Wahrheit kannte sie auch sonst niemanden in ganz Berlin. Auch wenn sie es nicht zugab, litt sie darunter sehr. In ihrem Dünkel begriff sie ihre Vereinsamung als Vorrecht einer Königin. Dazu passte, dass sie an jedem etwas auszusetzen hatte. Von den Kohanim-Schwestern erschien ihr nur die ehrbare Schneidergattin Fanny Segal als eine Frau ohne Fehl, obgleich sie *arbeitete*, was sich ihrer Meinung nach für

eine Frau ganz und gar nicht schickte. Das lastete sie allerdings Fannys Ehemann an. Die anderen Kohanim-Schwestern: die *geschiedene* (!) Elsbeth von Strachwitz, die »Amazonen-Elli«, mit dem Sportgeschäft in der Potsdamer Straße, wollte sie auch lieber nur vom Wegsehen kennen; nicht zu reden von Martha Hartmann, seit ihr Mann, der Gerichtspräsident, zu einem »Apigores«, zu einem echten Abtrünnigen, geworden war: Durchdrungen von seinem neuen Preußentum, hatte der sich sogar evangelisch taufen lassen! Im Überschwang des Konvertiten wollte er nun auch seiner Frau den Kontakt zur jüdischen Mischpoche[3] verbieten. Vollkommen ausgeschlossen war für meine Mutter jeder Umgang mit der *skandalösen* Franziska, der nachgesagt wurde, ihren ersten jüdischen Mann, Willy Rubin, mit einem Pilzgericht oder mit Rattengift ermordet zu haben. Um den Skandal perfekt zu machen, lebte Franziska seither als »lustige Witwe« im proletarischen Berliner Wedding mit einem gojischen Klempner in einem »Bratkartoffel-Verhältnis«.

Nach dem Verständnis meiner Mutter hatten alle Frauen aus der Familie meines Vaters, insbesondere die Kohanim-Frauen, »einen Webfehler« und galten ihr als »eine vollkommen meschuggene Mischpoke!«

Trotz alledem keimte bei meiner vereinsamten und gelangweilten Mutter damals die Hoffnung auf, über Else wenigstens ihren Bekannten- und Verwandtenkreis in Berlin standesgemäß zu erweitern. Die Aussicht, mit einer ebenbürtigen Dame wie Else auf dem nahen Kurfürstendamm konditern zu gehen, lockte sie. Sie malte sich in Gedanken aus, wie sie mit mir, dem »Filius«, zu

einer Verwandten »von Rang« von der Regensburger Straße zur nahen Rankestraße durch stille baumbestandene Straßen und Alleen spazieren würde, wo Zwergpalmen zwischen Blumenkästen voller Geranien und Petunien ihren Weg flankieren und ihr Kindermädchen im Schmuck ihrer Spreewaldhauben mit ihren Schutzbefohlenen begegnen und wie Dorf Mädchen vor der Herrschaft unbeholfen knicksen würden.

»Comme il faut!«

Solchen Träumereien nachhängend, drückte meine Mutter zaghaft den Klingelknopf am blankpolierten Messingschild »Dahnke«. Eine Zugehfrau mit weißem Häubchen und weißer Schürze öffnete und führte uns in den Salon, aus dem schon das Stimmengewirr weiterer Gäste drang. Das gab meiner Mutter einen Dämpfer. Sie war zu diesem heiklen Antrittsbesuch in der Annahme gekommen, *exklusiv* mit mir eingeladen worden zu sein. Ehe sie darüber weiter fremdeln konnte, kam meine Halbschwester strahlend auf einer Bugwelle von entwaffnender Herzlichkeit auf uns zu gerauscht. Vorsichtig drückte sie meine Mutter, mich als ihren kleinen wiedergefundenen Halbbruder entsprechend ausgiebiger. Automatisch machte ich mich steif wie ein Brett. Nachdem ich endlich freikam, brav vor allen Tanten meinen Diener gemacht hatte, suchte ich, um weiteren Zugriffen der Tanten mit Täschelein, Herzen und Küsschen zu entgehen, instinktiv die Nähe des einzig männlichen Wesens unter den Gästen, die von Benno Rubin.

Im Schlepptau seiner Mutter Franziska war Benno zu diesem Treffen ebenso widerwillig aus dem roten Berliner Wedding mitgelotst worden wie ich und langweilte sich nun demonstrativ. »Nur deinetwegen habe ich mich überhaupt breitschlagen lassen«, maulte er mich vorwurfsvoll an. Offenbar war er enttäuscht, dass ich noch ein Kind war, und blickte abschätzig zu mir runter. Dazu konnte ich nur mit den Schultern zucken und ließ mich dann durch die großbürgerliche Wohnung treiben, soweit die offenen Türen dazu einluden. Im angrenzenden Herrenzimmer stand auf einem Extratisch mit schmiedeeisernen, gebogenen Beinen ein protziges Schachspiel mit weißen und schwarzen Marmorfiguren auf einem Feld aus Perlmutter- und Ebenholz-Intarsien. Die feine Ausarbeitung der blankpolierten Bauern, Pferde, Türme, Damen und Könige erregte sogleich mein Interesse. Neugierig betrachtete ich die kleinen Kunstwerke auf dem Brett von allen Seiten. Maschinell oder Handarbeit? Sicherlich war mir anzusehen, dass ich sie zu gern in die Hand genommen hätte. Doch ich wagte es nicht. Für solche Eigenmächtigkeiten und Übergriffe in einer fremden Wohnung war ich einfach zu wohlerzogen. Also verschränkte ich brav die Hände auf dem Rücken und beugte mich zu den Figuren nieder, bis ich sie fast mit der Nase berührte.

»Kannste?«, fragte mich Benno von hinten und wies mit dem Kopf zum Spiel. »Na ja, so 'n bisschen!«, gab ich kleinlaut zurück und wurde rot. »Na, prima! Dann sterben wir hier wenigstens nicht vor Langeweile, sondern nur

beim Schachmatt am Brett! Du nimmst Weiß und hast den ersten Zug!«

Etwas unsicher, ob sich das schickte, sah ich mich um. Mein großer Cousin setzte sich aber mit einer solchen Selbstverständlichkeit ans Spielbrett, dass ich mich ebenfalls dazu aufgefordert fühlte. Die Partie begann ich mit einer klassischen Spanischen Eröffnung. Danach hielt mich an das Spiel eines russischen Großmeisters, das ich kürzlich in einer Zeitschrift neben der Rätselecke entdeckt hatte. In fünfzehn Minuten war mein fast zehn Jahre älterer Cousin Benno schachmatt. Benno blieb vor Staunen der Mund offen stehen.

»Du kleenet Luder, bist wohl so 'n kleenet Schachgenie, oder wat?! Nun gut, ich habe nicht gewusst, dass du wie ein Großer spielen kannst, und wollte dich gewinnen lassen!«

Ich lächelte fade zurück: »Das sagt mein Vater auch immer.«

»Ooch noch kess werden, wat? Dann wollen wir doch mal sehen – ich fordere Revanche!«

Inzwischen hatte Else uns wohl schon zweimal zu Tisch gerufen, ohne dass wir reagiert hatten. Um die angespannte Atmosphäre zwischen Benno und mir aufzulockern und von Bennos Niederlage durch einen Dreikäsehoch abzulenken, zwitscherte Else übertrieben frohgemut: »Hach Benno, du hast ja einen Marienkäfer auf dem Kopf! Ein Herrgottskäfer um diese Zeit, zu Jom Kippur, auf euren Köpfen ist ein Zeichen des Segens! Kommt doch jetzt endlich zu Tisch!«

Im riesigen Berliner Zimmer, das Else immer als ihren »Tattersall«, ihren Reitstall, bezeichnete, stand eine lange Festtafel für vierundzwanzig Personen. Nur der obere Teil der Tafel war mit Tischtüchern und Servietten aus schwerem Damast, festlichem Meißen-Porzellan, dem guten Tafelsilber und den Silberleuchtern eingedeckt. Denn es gab nur sechs Gäste: Franziska mit Sohn Benno Rubin, deren Schwester Fanny Segal, dann die Sportskanone der Familie Kohanim, die geschiedene Elsbeth von und zu Strachwitz, genannt »Amazonen-Elli«; meine Mutter Rosalie Segall, nebst meiner Wenigkeit und die Gastgeberin Else Dahnke nahmen sich in diesem Saal verloren aus. Mich erinnerte das an alte Stummfilme, an Schauergeschichten in englischen Schlössern. Bei Else fehlten nur die Tierköpfe, die Geweihe, die blanken Säbel an den Wänden und die Ritterrüstungen in den Ecken.

Feierlich klopfte Else an ein Weinglas. Darauf wurde es sehr still und ziemlich förmlich. Alle nahmen unwillkürlich Haltung an. Etwas geschraubt stellte Else meine Mutter und mich allen ausführlich vor. Ihrer Stimme merkte man an, wie sehr sie die Teilversöhnung mit ihrer Familie bewegte. Aber auch etwas Triumph schwang dabei mit. Betont würdevoll dankte meine Mutter Else und fügte bescheiden hinzu, wie glücklich sie und »ihr Johannes« doch seien, ihren Teil der Mizwa zum bevorstehenden Tag der Versöhnung beitragen zu können. »Le Chaim!«

Die verrufene Tante Franziska stöhnte dazu leicht auf. So viel Bravheit und tugendhaftes Getue war für sie einfach zu viel des Guten. Sie blinzelte mir zu und zog mit dem Zeigefinger verschwörerisch das Augenlid herunter. Nur

Else verzog tadelnd den Mund. Unwillkürlich musste ich lachen. Anders als alle anderen Tanten pfiff meine »unmögliche« Tante Fränze demonstrativ auf die ganze Wohlerzogenheit und die Konventionen. Offensichtlich gefiel sie sich in der Rolle des *Enfant terrible* der Familie, und ich bewunderte sie dafür. Dass die sich das traut, staunte ich. Noch mehr verblüffte mich, dass niemand sie zurechtwies oder Missfallen signalisierte. Kam sie mit ihrer Frechheit durch, weil alle ihre scharfe Zunge fürchteten? Darum beobachtete ich sie intensiv weiter. Den Mechanismus ihrer Chuzpe wollte ich genauer untersuchen: Wie schaffte es Tante Fränze, dass die allgemeinen Regeln für sie nicht galten und sie sich ungestraft über alle und alles lustig machen konnte? Warum hatte meine Mutter nicht diesen Mut, diese Chuzpe?

Wie zur Antwort spreizte Tante Franziska übertrieben geziert den kleinen Finger beim Halten der Kaffeetasse ab. Damit karikierte sie heimlich die übervornehm beim Kaffeetrinken gespitzten Münder der anderen Tanten. Die taten so, als bemerkten sie es nicht. Vielleicht wollten sie bewusst darüber hinwegsehen, entweder aus Höflichkeit oder aus Angst? Nur ihr Sohn Benno verdrehte die Augen.

»Kommt Walter eigentlich noch?«, fragte Else gedehnt, um von den Ungezogenheiten ihrer Cousine abzulenken. An Franziskas Stelle, die nun dramatisch zur Zimmerdecke starrte, antwortete Benno: »Walter ist auf der Rheinland-Rundfahrt und macht sich Hoffnungen auf einen Lorbeerkranz und die Siegprämie!«